

Sozialisation und Diversität ...

1. Die geschlechtliche Diversität in der Realitätsverarbeitung

Mit der Unterscheidung von Kontexten der Sozialisation, die teilweise als aktiv steuernde, teilweise eher passiv strukturierende Räume der Entfaltung für die Persönlichkeit fungieren, hat die Erforschung von Ungleichheiten ein neues Blickfeld eröffnet. Jedes Setting und jeder Raum ist demnach mit einer unterschiedlichen Ausstattung verbunden (räumlich wie sozial); jeder bietet unterschiedliche Anforderungen für das eigene Handeln und stimuliert Handlungs- und Entwicklungspotenziale auf unterschiedliche Weise. Auf diesem Pfad gelangen wir immer wieder zu einem Zentralthema der Sozialisationstheorie, dem Einfluss von ungleichen Lebensbedingungen auf die Ausprägung einer Persönlichkeit und damit auf den Modus der produktiven Realitätsverarbeitung.

Die Suche nach sozialen Ungleichheiten macht sensibel für weitere Unterschiede und Differenzierungen. Sie lassen sich dem Begriff der Diversität (abgeleitet aus dem englischen *diversity*) bezeichnen. Diversität bezeichnet Differenzierungen, die mit dem Geschlecht, der sexuellen Orientierung, dem Alter, der ethnischen Zugehörigkeit, einer Behinderung oder der religiösen und weltanschaulichen Ausrichtung verbunden sind.

Für die Sozialisationstheorie von besonders großer Bedeutung ist die geschlechtliche Diversität. Sie strahlt in praktisch alle Bereiche der Persönlichkeitsentwicklung aus. Männer und Frauen unterscheiden sich nach ihren Geschlechtschromosomen und Geschlechtshormonen. In rein physiologischer Hinsicht ist das Ergebnis ein unterschiedlicher Bau der Geschlechtsorgane, des Körpers und des Gehirns sowie ein unterschiedlicher hormoneller Haushalt. Diese körperliche Dimension wird aber stark durch stereotype kulturelle und erzieherische Einflüsse überlagert (Bilden 2006):

Der männlich geprägte Stil der Lebensführung und damit der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben lässt sich in unserem Kulturkreis als aktivitätsorientiert beschreiben. Männer nehmen traditionell die Rolle ein, machtvoll und überlegen für die Sicherung der eigenen Lebensgrundlagen und der ihrer Angehörigen zu sorgen. Zum „typisch männlichen“ Verhalten gehören die Durchsetzung gegen Konkurrenten, das Bemühen um Dominanz, eine wache Selbstbehauptung, die Abgrenzung von anderen, das Bemühen um die Ausweitung des Selbst und die Eroberung des sozialen Raumes. Auf diese Weise wird die eigene Existenz gesichert und Macht ausgeübt.

Diesem Muster steht die „typisch weibliche“ Orientierung gegenüber, die als gemeinschaftsorientiert bezeichnet werden kann. Frauen spielen in unserem Kulturkreis traditionell die Rolle der Haushälterin, die auf sozialen Zusammenhalt und das Funktionieren des Gemeinwesens achten. Zum „typisch weiblichen“ Verhalten zählen das Bemühen, ein Teil der Gemeinschaft sein und diese formen und gestalten zu wollen, das intensive Bestreben um Kooperation mit und Bindung an andere Menschen sowie der Aufbau von Beziehungen und Netzwerken. Auf diese Weise üben auch sie ihre Form von Macht aus.

Diese Ausführungen bringen uns zur zehnten und letzten Kernannahme des Modells der produktiven Realitätsverarbeitung in der Sozialisationstheorie:

Zehnte These zur geschlechtlichen Diversität in der Realitätsverarbeitung

Gesellschaften ordnen Ihre Mitglieder nach bestimmten Merkmalen unterschiedlichen Gruppen zu. Eine besonders nachhaltige Zuordnung ist die nach Geschlecht, wobei binär nach Männern und Frauen unterschieden wird. Die Annahme feststehender Merkmale von Menschen, die einer solchen definierten Gruppe angehören, unterliegt einer sozialen Konstruktion. Diese legt einen Be-

reich von erwarteten Verhaltensweisen und Mustern für die Bewilligung der Entwicklungsaufgaben fest Weiblichkeit und Männlichkeit werden gelebt und individuell hergestellt, indem ein Mann oder eine Frau mit der jeweils angelegten physiologischen Ausstattung, der körperlichen Konstitution, den psychischen Grundstrukturen und den zugeschriebenen Erwartungen Individuell arbeitet und diese mit der sozialen und physischen Umwelt in eine Passung bringt („doing gender“). Trotz aller Spielräume bei der individuellen Ausgestaltung setzen sich im Alltag immer noch eher typisch weibliche und typisch männliche Muster der produktiven Realitätsverarbeitung durch.

Es lässt sich kaum unterscheiden, was an diesen Vorgaben für die Rollengestaltung von Frauen und Männern anlage- und was umweltbedingt ist. Die enorme Variabilität, die „typisch“ männliche und weibliche Verhaltensweisen aufweisen (allein, wenn wir uns die Umwälzungen der Geschlechtsrollen in den vergangenen fünfzig Jahr anschauen), deuten jedoch auf den weit höheren Anteil an konstruierten, also von der Umwelt (einschließlich der primären, sekundären und tertiären Sozialisationsinstanzen) erwarteten und durch die Umwelt stimulierten Verhaltensweisen hin. Die angeborene genetische Ausstattung, die die Unterschiede in Körperbau und Organen bedingt, wird durch kulturelle Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit überformt. Die Differenz der Geschlechter ist zu einem erheblichen Teil durch solche sozialen Einflüsse bedingt. Viele geschlechtsspezifischen Persönlichkeitsmerkmale und Verhaltensweisen sind offensichtlich erlernt und werden im Verlauf des Sozialisationsprozesses herausgebildet. Die genetische Ausstattung und die Anlage der Persönlichkeitsmerkmale dienen dabei als Ausgangslage und als Möglichkeitsraum für die geschlechtsspezifische Entfaltung...

2. Geschlechtsspezifische Muster der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben

Ziehen wir als Indikator für eine erfolgreiche Bewältigung der Entwicklungsaufgaben die Lebensdauer heran, sind Frauen seit vielen Generationen besser gestellt als Männer. Schon bei der Geburt erweisen sich weibliche Säuglinge als widerstandsfähiger als männliche und erreichen eine geringere Sterblichkeitsquote. Diese Unterschiede bleiben während des gesamten Lebenslaufs bestehen und führen zu durchschnittlich sechs Lebensjahren mehr. In den letzten rund vier Jahrzehnten lässt sich aus sozialwissenschaftlichen Studien ablesen, dass vor allem Frauen im Jugend- und frühen Erwachsenenalter intensivere Bemühungen als Männer unternehmen, um sich aktiv auf die gegenwärtigen Anforderungen in allen Lebensbereichen einzustellen und ein flexibles Verständnis ihrer Geschlechtsrolle zu entwickeln. Die jungen Frauen streben an, ihren Dispositionsspielraum zu vergrößern und sich aus den traditionell für sie vorgesehenen gesellschaftlichen Positionen herauszulösen.

Unterschiedliche Rollenkompositionen bei Männern und Frauen

Mit dem anschaulichen Bild von den Lebensbereichen „Küche“, „Kirche“ und „Kinder“ lässt sich das illustrieren. Die drei „Ks“, welche die traditionellen Segmente der Frauenrolle definieren, sind bei der Mehrzahl der jungen Frauen nach wie vor wichtige Orientierungspunkte. Die Mehrheit der jungen Frauen hat diese drei „Ks“ flexibel weiterentwickelt, in ihrem Verhältnis zueinander neu bestimmt und zusätzlich ein viertes „K“ erobert, die „Karriere“. Die Lebensführung der Frauen ist damit auf vielfältige Rollen ausgerichtet. Diese Orientierung scheint es zu sein, die Frauen fit macht für die neuartigen Lebensbedingungen moderner Gesellschaften. Die Mehrfachorientierung führt konsequenterweise auch dazu, dass junge Frauen stark in die eigene Bildung investieren, weil diese eine grundlegende Voraussetzung für den Einstieg in eine berufliche Karriere ist.

Anders ist die Ausgangslage bei den jungen Männern. Sie sehen gegenwärtig noch keinen Vorteil darin, ihre genetisch und kulturell prädisponierte Geschlechtsrolle neu auszulegen. Sie zögern, zu dem traditionellen „K“ der männlichen Rolle, der „Karriere“,

die anderen drei „Ks“ hinzuzufügen. Die Orientierung an der Karriere hat ihren Vätern und Großvätern bisher Vorteile gebracht und sie in wirtschaftliche und gesellschaftliche Machtpositionen geführt, und die Mehrheit der jungen Männer möchte das für sich reproduzieren. Das Problem dabei ist jedoch, dass sich die beruflichen Anforderungen durch die Integration der neuen Informations- und Kommunikationstechniken in den Alltag stark umgeschichtet haben und dass die gesellschaftlichen Lebensbedingungen offener als noch vor dreißig Jahren strukturiert sind. Feste Verhaltensstandards sind dadurch entfallen, während der Stellenwert der sozialen Sensibilität, der flexiblen Anpassung an neue Bedingungen und der Kommunikationsnetzwerke gestiegen ist. Traditionelle männliche Stärken wie das durchsetzungsorientierte Kämpfen und kraftvolle Machtausüben sind obsolet geworden. An ihre Stelle tritt Teamarbeit mit Interessenausgleich und Verhandlungsgeschick.

Flexible Lebensführung vor allem bei Frauen

Junge Männer, die unter diesen Umständen weiter auf die eng zugeschnittene traditionelle Geschlechtsrolle setzen, bauen sich damit unbeabsichtigt ein soziales Rollengefängnis, das ihre weitere Entwicklung blockiert (Böhnisch 2013). Das zeigt anschaulich die von Anja Mays (2012) durchgeführte, empirisch breit fundierte Untersuchung, nach der enge Rollenvorstellungen und sexistische Haltungen bei Männern mit niedriger Bildung und traditionellen Rollenmustern der Eltern einschließlich der mütterlichen Nicht-Berufstätigkeit zusammenhängen. Die so sozialisierten jungen Männer werden den veränderten Anforderungen im Berufsleben ebenso wenig gerecht wie der in den modernen Gesellschaften immer weiter voranschreitenden engen Verzahnung von Instrumentell orientiertem Berufsleben und emotional orientiertem Privatleben. Sie ignorieren die Symbiose von Beruf und Familie, die sich hieraus ergibt. In Zeiten von internationalem Wettbewerb und gestiegenen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit in sämtlichen Berufssektoren sind aber die Fähigkeiten der flexiblen Lebensgestaltung und der Verbindung verschiedener Lebensbereiche Voraussetzung dafür, aktiv und produktiv zu sein und zu bleiben (Quenzel/Hurrelmann 2010b). Die Bereitschaft zu Investitionen in den eigenen Schulerfolg, also die Kompetenz, ein Bildungsmanagement in eigener Sache zu betreiben, scheint hiermit eng zusammenzuhängen. Die jungen Frauen haben ihre Bildungsleistungen auf allen Stufen des Bildungssystems in den letzten dreißig Jahren stetig verbessert. Demgegenüber stagnieren die Männer in ihren Leistungsbilanzen und zählen überdurchschnittlich häufig zu den Bildungsverlierern.

Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein war die typisch männliche Art der Lebensbewältigung offenbar die durchsetzungsfähigere und führte dazu, dass Männer in den entscheidenden Lebensbereichen Politik, Wirtschaft und Kultur die dominante Rolle einnahmen und diese durch Herrschafts- und Homogamie-Effekte (die Bevorzugung des eigenen Geschlechts) auch zu erhalten wussten. In den letzten drei Jahrzehnten scheint sich hier eine Wende anzubahnen. In den hoch entwickelten Gesellschaften haben gegenwärtig die Mädchen und jungen Frauen bessere Ausgangsbedingungen für die Bewältigung der jugendtypischen Entwicklungsaufgaben. Auf diese Weise verschieben sich die geschlechtsspezifischen Ungleichheitsmuster zugunsten der Frauen. Junge Frauen fallen insgesamt durch ein flexibleres und an die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen besser angepasstes Bewältigungsverhalten auf und beginnen, traditionell von Männern dominierte Lebensbereiche wie berufliche Ausbildungsstätten und Hochschulen und in Ansätzen auch schon Positionen in Wirtschaft, Politik und Kultur zu erobern...

3. Ethnische Diversität und Sozialisation

Der Begriff der Diversität findet bei den Geschlechterdifferenzen bereits ein breites Anwendungsfeld in der Sozialisationstheorie. Daneben lassen sich auch ethnisch bedingte Unterschiede mit dem Diversitätsbegriff fassen. Ethnische Unterschiede wer-

den durch das hohe Ausmaß an Immigration und Emigration, also Einwanderung und Auswanderung zwischen verschiedenen Ländern mit ihren unterschiedlichen Kulturen, immer auffälliger. Solche migrationsbedingten Differenzierungen der Lebensführung liegen quer zu allen anderen; sie treten zu den schon existierenden Differenzierungen nach sozioökonomischem Status, Bildungsgrad, Geschlecht, Alter und Region hinzu. Auf diese Weise korrespondieren ökonomische, soziale, biologische und ethnische Ungleichheiten miteinander. Diese Ungleichheitsgefüge (auch Intersektionalität genannt) können sich gegenseitig verstärken oder auch neutralisieren; sie hängen von der Zusammensetzung der Merkmale ab, von einem Mischungsverhältnis, das den Ausschlag gibt.

Ethnische Diversität und Intersektionalität

Der Begriff der Diversität ist auf unterschiedliche Differenzierungslinien ausgerichtet, die mit körperlichen Merkmalen oder Beeinträchtigungen (Alter, Geschlecht, Aussehen) als den sogenannten askriptiven (zugeschriebenen und als unveränderlich geltenden) Merkmalen sowie mit Gruppenzugehörigkeiten und Mentalitäten verbunden werden, die als deskriptiv und damit als veränderlich gelten. Klassische Bereiche dieser Diskussion umfassen die als askriptiv bezeichneten Dimensionen Geschlecht und Ethnizität, auf die wir hier näher eingehen, weil sie in die Diskussion über Sozialisation und Ungleichheiten seit Langem eine Rolle spielen.

Der Begriff der Intersektionalität bezeichnet die Überschneidung von unterschiedlichen Benachteiligungs- oder Diskriminierungsformen. Der Diskurs über Intersektionalität (*intersectionality*) steht im Hintergrund einer auf Komplexität fokussierten Diskussion, die auch als Baustein für eine ungleichheitsorientierte Sozialisationsforschung angesehen werden kann (Walgenbach 2014). Wenn dabei explizit sozialisationstheoretisch argumentiert wird, so ist das dazugehörige Hintergrundverständnis klar erkennbar: Sozialisation ist der Prozess der Interaktion mit kontextuell und kompositorisch differenzierten Umweltstrukturen, in denen Erfahrungen gesammelt werden, die wiederum die Grundlage für die Ausbildung von Handlungsorientierungen und Kompetenzen sind. Intersektionalität ist so etwas wie das Kondensat einer Theoriefigur, die nicht mehr auf die Beschreibung von Ungleichheiten in einer eindimensionalen Form beschränkt bleibt. Ohne Zweifel wird der Ungleichheitsblick damit viel komplexer als bei der alleinigen Betrachtung von Ungleichheiten auf der sozioökonomischen Ebene. Auch der Diskurs über klassische Verteilungsungerechtigkeiten wird auf diese Weise in die viel breitere Perspektive sich überlagernder und wechselseitig beeinflussender Ungleichheiten überführt.

Die Bedeutung des Migrationshintergrunds

Formen ethnischer Stigmatisierung erhalten in der aktuellen Diskussion einen besonders hohen Stellenwert, wenn gruppenspezifische Ungleichheiten und Benachteiligungen problematisiert werden. Hinweise hierauf ergeben sich aus zahlreichen Untersuchungen, deren Erkenntnisse international diskutiert werden, und die für Zugangsbarrieren und Diskriminierungsmuster im Bildungs- und Gesundheitsbereich bereits gut aufbereitet sind. Bezüglich solcher Unterschiede, die mit ethnischen Ungleichheiten assoziiert sind (etwa die Benachteiligung im Bildungssektor), muss aber genau geprüft werden, wie weit ein eigenständiger ethnischer Faktor als der reale Wirkfaktor angesehen werden kann. In den meisten Fällen sind es ein ökonomisches und das soziale Profil einer Gruppe, das die ethnischen Besonderheiten immer noch zu überragen scheint, wie Detailstudien aufzeigen können. Hier heißt es also, dass eigentlich der soziale Status und die Ressourcenverfügbarkeit Formen der Benachteiligung bedingen und nicht die ethnische Zugehörigkeit.

Und in der Tat weisen viele Beispiele darauf hin, dass zum Beispiel schlechtere Leistungen in der Schule nur oberflächlich einen Zusammenhang mit dem Zuwanderungsstatus aufweisen. Wenn Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund mit Gleichaltrigen verglichen werden, die keinen Migrationshintergrund haben, aber das gleiche Sozialprofil (zum Beispiel der gleiche Bildungs- und Berufsabschluss der Eltern), dann fallen die Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund nicht mehr auf. Ihr ethnischer Hintergrund spielt dann keine Rolle mehr. Das Gleiche gilt für den umgekehrten Fall. Bildungs- und ausbildungsstarke Elternhäuser haben Kinder, die selbst wiederum zu einer Bildungselite gehören, und der eigene ethnische oder Migrationshintergrund spielt hier praktisch keine Rolle.

Die Problematisierung ethnischer Diversität

Solche Beispiele für das Verschwinden der Bedeutung einer ethnischen Zugehörigkeit finden wir sehr oft. In der öffentlichen Wahrnehmung hat sich diese Erkenntnis aber noch nicht durchgesetzt. Es gibt immer noch eine starke Tendenz, Unterschiede in den Kompetenzen, Leistungen oder Mentalitäten feststehenden Gruppenmerkmalen zuzuschreiben. Dafür gibt es im Alltag viele Beispiele. Wenn ein Schüler, dessen Eltern aus Italien stammen, zum Beispiel etwas zu laut wird, dann ist es sein „heißblütiges Temperament“. Diese Wahrnehmung kennzeichnet ihn dann lange, ohne dass er eine solche Etikettierung seiner Person ebenso leicht, wie sie vorgenommen wurde, wieder neutralisieren kann. Dabei verweisen die Erkenntnisse, die wir einer sozialisationstheoretischen Perspektive zuordnen, auf die genaue Gegenteilstendenz. Mentalitätsmuster ethnischer Gruppen sind enorm variabel. Die Anpassung an veränderte kulturelle Räume (also Kontexte) erfolgt sehr schnell (Zick 2010) und die Sozialprofile (ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital) sind viel bedeutsamer für die Ausprägung einer spezifischen Mentalität als angenommene homogene (also feststehende und unbewegliche) Merkmale einer Gruppe.

Von hier aus eröffnet sich ganz notwendig die Problematisierung dessen, was wir als ethnische Diversität diskutieren. Denn tatsächlich verbirgt sich hinter dem Etikett Ethnizität/Migration eine größere Zahl an Differenzierungen und Unterschieden. Die Verbindung mit der Forschung zu divergierenden Erziehungsarrangements ist ein Anknüpfungspunkt, Herwartz-Emden, Schurt und Waburg (2010) können in einer Literaturstudie, die an Bourdieus Instrumentarium anschließt, zeigen, wie sich die dauernde Interaktion sozialer, geschlechtlicher und ethnisierter Ungleichheiten in den Erziehungsarrangements empirisch unterlegen lässt. Dieses Interaktionsverhältnis unterschiedlicher Strukturmerkmale bedeutet indes auch eine Nicht-Festlegung auf ein dominierendes Muster, wie das beispielsweise die Perspektive der ethnischen Zugehörigkeit nahelegen könnte. Für diese neuere Differenzierungslinie steht der erwähnte Diskurs über Intersektionalität, der sozial-ökologisch divergierende Sozialisationsräume nach kontextuellen und kompositorischen Merkmalen zu unterscheiden versucht.

Kontextuelle und kompositorische Effekte der räumlichen Umgebung scheinen als Moderatoren für Zugangsmöglichkeiten etwa zu zentralen Gütern im Bildungs- und Gesundheitssektor zu wirken. Dabei zeigt sich in einer Untersuchung von Kirby und Kane (2006): Wenn individuelle Merkmale kontrolliert werden (also personengebundene Kompetenzen gleich sind), nehmen sozial-ökologische Faktoren eigenständig Einfluss auf die Zugangschancen zu Gütern der Grundversorgung, etwa der gesundheitlichen Versorgung. Hieraus ergeben sich Rückschlüsse auf die Effektkette sozialer Benachteiligung: Individuelle Merkmale (Einkommen, Bildungsgrad) sollten mit kompositorischen und kontextuellen Effekten stets zusammen gesehen werden. Auf dieser Grundlage rücken Merkmale der Stigmatisierung (Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen) in den Vordergrund, die genauso wie infrastrukturelle Faktoren (Entfernung zum Arzt etc.) für die Ausprägung von Ungleichheiten oder Zugangsbarrieren relevant werden

können...

4. Der Umgang mit Ungleichheit und Diversität

Ein hohes Ausmaß an sozialer Ungleichheit und Diversität, das zu Benachteiligungen führt, stellt für eine Gesellschaft ein Risiko für den Zusammenhalt dar. Die Spaltung in arme und reiche Bevölkerungsgruppen wird ebenso wie zum Beispiel die in ein mächtiges und ein ohnmächtiges Geschlecht als ungerecht empfunden und untergräbt das Gefühl der Zusammengehörigkeit in einem Gemeinwesen.

Alle hochentwickelten Gesellschaften sollten deshalb ein Interesse daran haben, soziale Ungleichheiten auf ein möglichst geringes Maß zu reduzieren. Neben strukturellen gesellschaftspolitischen sind Interventionen in den Prozess der Sozialisation dafür besonders geeignet, weil damit die Kompetenzen der Gesellschaftsmitglieder für die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben beeinflusst werden können. Je früher im Lebenslauf unterstützende und ausgleichende Interventionen einsetzen, desto eher können sie ungleiche Ausgangsbedingungen für die Persönlichkeitsentwicklung überwinden helfen.

Die Bedeutung früher Förderung

Wie die Analysen in den vorangegangenen Kapiteln gezeigt haben, wirken sich die Lebensumstände im Kindesalter besonders nachhaltig auf die Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen aus. Wer in einer anregungsarmen Umgebung mit beschränkten Bildungsmöglichkeiten aufwächst, hat später mit großer Wahrscheinlichkeit ein schwierigeres Arbeitsleben mit einem geringen Einkommen, und das wiederum geht oft mit einem niedrigen Selbstwertgefühl einher und schafft ungünstige Voraussetzungen für das Biografie-Management (Berger/Keim/Klärner 2010).

Um ungleiche Startbedingungen im Sozialisationsprozess auszugleichen, sind familien-, bildungs- und sozialpolitische Förderungsstrategien notwendig, die darauf zielen, die Dynamik der sozialen Benachteiligung schon im Kindesalter gar nicht erst zur Entfaltung gefangen zu lassen. Der in Kapitel 6.2 angesprochenen Unterstützung der Eltern bei der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder und ihrer Kooperation mit den vorschulischen Erziehungs- und Bildungsangeboten kommt hierbei eine wichtige Rolle zu (Brake/Büchner 2010). Chancengerechtigkeit setzt aber auch voraus, jedes Kind unabhängig von den Merkmalen wie Herkunft, Prestige und Vermögen der Eltern, Wohnort, Religionszugehörigkeit, Hautfarbe und politische Einstellung gezielt individuell zu fördern. Länder, die ein breit ausgebautes System von vorschulischen Einrichtungen mit geschultem Personal zur individuellen Leistungs- und Sozialförderung der Kinder haben, sind im internationalen Vergleich am besten in der Lage, das Ausmaß der schicht- und migrationspezifischen Ungleichheit der Verteilung von Bildungsabschlüssen zu reduzieren. Wie immer wieder deutlich wird, hat Deutschland in dieser Hinsicht immer noch einen Nachholbedarf.

Der diesem Zielhorizont korrespondierende Capability-Ansatz (Otto/Ziegler 2009) entwickelt das Spannungsverhältnis zwischen individuellen Verwirklichungschancen auf der einen und Chancenstrukturen, die gesellschaftlich zu Verfügung gestellt werden, auf der anderen Seite. Im Zuge dieser Diskussion wurde immer wieder konstatiert, dass tatsächliche Realisierungschancen eines guten Lebens für jedes Mitglied einer Gesellschaft von der Verfügbarkeit über ausreichende Bildungschancen abhängen (Albus et al. 2009). Für die Entwicklung von Gleichheitsgrundsätzen bedeutet dies eine Konzentration auf die besondere Problematik einer aufgrund von fehlenden familiären, schulischen und außerschulischen Ressourcen bedingten Chancenungleichheit, die Kinder aus benachteiligten Milieus exponiert. In dem Maße, in dem nach den schulischen Mechanismen der Benachteiligung von Kindern und Jugendlichen aus ressour-

censchwachen Gruppen gefragt wird, rücken mehr und mehr die schulischen Kompensationspotenziale in den Mittelpunkt einer Praxisperspektive.

Gemessen an dem Ziel der Förderung individueller Bildungs-, Lebensgestaltungs- und Teilhabemöglichkeiten mahnen die Ergebnisse internationaler Vergleichsuntersuchungen in Deutschland seit langem politischen Gestaltungswillen an. Die Chancenstrukturen des deutschen Bildungssystems verhindern hiernach die Normen universaler Chancengerechtigkeit, die Selektionsfunktion des Bildungssystems privilegiert bildungsnahe und ressourcenstarke Gruppen (OECD 2010). Die soziale „Sortierung nach Herkunft“ (Vester) und die „Vererbung“ von Armut (Edelstein 2006) erfolgen danach gesellschaftlich strukturiert. Leistungsschwache oder verhaltensauffällige Schülerinnen und Schüler werden systematisch abgeschult, also an rangniedrige Schulformen wie etwa Förderschulen überwiesen. Die erfolgreiche Förderung von Chancengerechtigkeit dagegen füllt, wenn die vorliegenden Befunde zusammengefasst werden, mit integrativ angelegten Schulsystemen zusammen, die individuell angepasste Bildungswege eröffnen. Sie sind in Deutschland noch die Ausnahme.

Herausforderungen für die Kompetenzen von Lehrkräften

Wenn in der Ungleichheitsforschung heute Sozialmilieus identifiziert werden, die Heranwachsenden unterschiedliche Wissensformen, Verhaltensweisen, Einstellungen und Erwartungsmuster vermitteln, dann können wir von der Erwartung ausgehen, dass diese differente Ausbildung von Dispositionen zu ungleichen Chancen der Bildungsaneignung führt. Schülerinnen und Schüler bildungsferner Gruppen sind in dieser Hinsicht als ressourcenschwach einzuschätzen (Kramer/Helsper 2010) und unterliegen am ehesten der so bezeichneten Passungsproblematik in schulischen Lernprozessen (das heißt, sie passen nicht zu den schulischen Erwartungen).

Diesen ungleichen Chancen durch schulbildungsferne Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler korrespondiert eine Form der Ungleichbehandlung durch die Lehrkräfte. Die Forschung zu institutioneller Diskriminierung in der Schule hat dazu geführt, die institutionalisierte Handlungspraxis von Lehrkräften als Bestandteil schulischer Selektionsmechanismen zu bewerten, die schulbildungsferne Milieus nicht nur nicht fördern kann, sondern zusätzlich benachteiligt.

Die Einschränkung von Chancengleichheit im Setting Schule lässt sich in dieser Hinsicht in doppelter Perspektive pointieren: Zum einen können schulbildungsferne Gruppen in ihrer Ressourcen- und Kompetenzausstattung nicht entsprechend gefördert werden. Zum anderen sind die Urteile von Lehrkräften von engen Schulbildungsnormen geprägt, die Partizipationsmöglichkeiten zusätzlich einschränken. Diese Perspektive bedeutet für die Ausbildung professioneller Lehrkräfte eine Erweiterung, die bisher kaum diskutiert wurde (Bittlingmayer/Bauer 2006). Zudem bleibt die Diskussion über Lebensbedingungen, die negative Auswirkungen auf Bildungschancen haben können, auf herkunfts- und milieuspezifische Einflussfaktoren beschränkt. Insbesondere aber für die Entwicklungsdynamik besonders vulnerabler Bildungsprozesse in den ersten vier Jahren der Primarstufe ist festzustellen, dass problematische Lebensbedingungen polyvalent zur Ausprägung gelangen.

Die in den schulbildungsfernen und ressourcenschwachen Verhältnissen aufwachsenden Kinder tragen ein erhöhtes Risiko, von besonderen Schwierigkeiten wie Arbeitslosigkeit der Eltern oder anderen familiären Belastungen betroffen zu sein (World Vision Deutschland 2010). Das gilt insbesondere für Verläufe und die Ausbildung von Leserechtschreibproblemen (Drucks et al. 2011). Diese verstärken bei den Lehrkräften den Eindruck, nicht für höhere Schulformen geeignet zu sein. Die „erkannte“ Risikobiografie wird durch die so bezeichnete Abschulung und Dauererfahrungen des Scheiterns

aktiv hergestellt (Breyvogel 2010). Die Verinnerlichung ungleicher Erwartungen im Zusammenhang mit dem „Abkühlen“ der Bildungs- und Berufsaspirationen (die früh beschriebene „Cooling-out“-Funktion) wird bei Rechtschreibschwächen verstärkt (Bauer/Bittlingmayer 2012).

Diese Risikokonstellationen werden aber nur in seltenen Fällen von Lehrkräften als symptomatisch für bestimmte Risikolagen erkannt. Zudem fehlen gute Standards der wohlwollenden Unterstützung, ohne dass damit eine Diskriminierung der Lernfähigkeit einhergeht (wie das bei einem sonderpädagogischen Förderbedarf eines Kindes oder Jugendlichen der Fall ist). Aber auch wenn eine wohlwollende Haltung von Seiten der Lehrkräfte entsteht, sind Maßnahmen zur individuell angemessenen Förderung selten vorhanden und belassen die Lehrkräfte in einem Schwebezustand der Entscheidung für oder gegen diese Form der schulischen Absonderung. Während etwa im finnischen Bildungssystem der Nachhilfeunterricht unentgeltlich und durch die Schule gut koordiniert angeboten wird, ist in Deutschland der Schritt in den Förderbedarf eine organisatorische und zumeist auch finanzielle Herausforderung gerade für jene Familien, die selbst über wenig Kompetenzen im Umgang mit dem Bildungssystem verfügen.

Heterogenität und gezielte Förderpolitiken

Wenn wir über Heterogenität, Ungleichheiten oder Diversität sprechen, heißt das also auch immer zugleich, über Förderpolitiken nachzudenken, die gut adressiert sind, ohne zu diskriminieren, und die gut konzeptioniert sind, um Bedarfsstrukturen genau zu treffen. Ein kleines gezieltes Beispiel hierfür sind die verschiedenen Hilfen, um Eltern auch kleiner Kinder eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu ermöglichen. Kann Müttern und Vätern ein Zugang zur Erwerbsarbeit ermöglicht werden, ist es ihnen möglich, neben ihrer Erziehungsaufgabe eine weitere aktive gesellschaftliche Rolle zu übernehmen und sich selbst und ihre Familie materiell zu versorgen. Die Sicherung der Erwerbstätigkeit von Eltern erweist sich im internationalen Vergleich aus diesem Grund als eine hilfreiche Strategie, um sozioökonomische Ungleichheiten einzudämmen, wie besonders deutlich in den skandinavischen Ländern zu beobachten ist.

Ein großer Teil der Bevölkerungsgruppen mit einem Zuwanderungshintergrund braucht eine gezielte individuelle Unterstützung. Die Eingliederung ihrer erwachsenen Mitglieder in das Erwerbsleben und die Unterstützung der Eltern in diesen Familien bei der Betreuung und Förderung der Kinder in enger Zusammenarbeit mit Vorschul- und Schuleinrichtungen sind die effektivsten Strategien der gesellschaftlichen Integration. Da moderne Gesellschaften wegen ihrer demografischen Entwicklung auf die Zuwanderung von jungen Bevölkerungsmitgliedern aus anderen Ländern angewiesen sind, müssen sie der Förderpolitik in diesem Bereich einen hohen Stellenwert geben.

Verringert eine Gesellschaft die wirtschaftliche und soziale Ungleichheit, wächst das Ausmaß an sozialem Zusammenhalt (Kohäsion), steigt die Bereitschaft der Mitglieder, solidarisch füreinander einzutreten, und sinkt langfristig das Niveau von Konflikten und Spannungen. Eine hohe soziale Kohäsion führt in einem Gemeinwesen zu einem erhöhten Maß an geteilten und anerkannten Werten, einer Obereinstimmung der Deutung der gesellschaftlichen Verhältnisse und einem Verantwortungsgefühl für die Gemeinschaft mit der Bereitschaft zum Engagement für öffentliche Angelegenheiten. Hierdurch wird nicht nur die Persönlichkeit jedes einzelnen Gesellschaftsmitglieds gestärkt, sondern auf der gesellschaftlichen Ebene steigt gleichzeitig die kollektive Innovations- und Produktionskraft, weil die Menschen sich als Bestandteil eines Gemeinwesens empfinden. Der Sozialisation kommt hierbei eine zentrale Rolle zu, und deshalb sind Interventionen in den Prozess der Sozialisation, wie sie hier beispielhaft angesprochen wurden, von großer Bedeutung.

Abbau geschlechtsspezifischer Ungleichheiten

Um die Unterschiede zwischen jungen Männern und jungen Frauen bei der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben auszugleichen, sind geschlechtsspezifische Interventionen in den Prozess der Sozialisation einzuleiten. Aktuell geht es darum, junge Frauen beim Übergang in den Beruf zu unterstützen und ihnen Hilfen für die Verbindung von Berufs- und Familienverpflichtungen anzubieten. Strukturell sollte diese Unterstützung durch flexible Arbeitszeiten und ein breit ausgebautes vorschulisches Betreuungs- und Erziehungsangebot für Kinder ergänzt werden. Bei den jungen Männern kommt es in erster Linie darauf an, ihre Defizite im schulischen Leistungsbereich auszugleichen und sie auf ein flexibles Verständnis der männlichen Geschlechtsrolle vorzubereiten, auch mit dem Ziel, dass sie ebenso wie die jungen Frauen berufliche und familiäre Aktivitäten miteinander in Einklang bringen wollen und können.

Gezielte Programme der Jungenförderung sollten aus diesen Überlegungen heraus vor allem an der Entwicklungsaufgabe „Qualifizierung“ ansetzen. Diese Ansätze können mit Impulsen verbunden werden, die einseitige Orientierung am traditionellen Männerbild zu erweitern und ein auf die persönlichen Interessen und Fähigkeiten abgestimmtes Verständnis von Männlichkeit aufzubauen.

Wie unsere Darstellung gezeigt hat, stellen die offenen und pluralistischen Gesellschaften der Gegenwart hohe Anforderungen an ein flexibles Biografie-Management. Gefordert sind die Bereitschaft und die Kompetenz, neue Wege zu gehen sowie Situationen struktureller Ungewissheit zu ertragen und durch Selbstdisziplin zu überbrücken. Diese Mischung aus gezieltem Ressourceneinsatz bei genauer Kenntnis der persönlichen Potenziale und gleichzeitigem Ausschöpfen sich neu aufschließender Verhaltens- und Entfaltungsmöglichkeiten fällt der Mehrheit der jungen Männer heute schwer. Offenbar fehlen ihnen die Ermutigungen und Anreize dazu, auch aus den Sozialisationsinstanzen Familie, Kindergarten und Schule und den sozialisationsrelevanten Umwelten von Gleichaltrigengruppe, Freundeskreis und Medien. Junge Frauen erhalten hingegen vielfältige Stimulierungen, ihre Geschlechtsrolle offen und flexibel zu definieren, auf Erfolg im Beruf und am Arbeitsmarkt ausgerichtet zu sein und damit in traditionelle Männerbereiche einzudringen. Das hat positive Auswirkungen auf ihre intellektuelle Leistungsfähigkeit und ihre Bildungsbilanzen im Schulsystem. Die Herausforderung besteht darin, auch den jungen Männern eine solche Stimulation anzubieten.

Quelle: Hurrelmann & Bauer (2015). Einführung in die Sozialisationstheorie. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung. Weinheim und Basel: Beltz. 11. Auflage. S. 197-207.